

Kommentar

Bürgerrecht mit Mängeln

Von Beni Gafner



Die Zahl der Einbürgerungen lag in den 80er-Jahren stets unter 10 000. Sie stieg seither laufend und kletterte nach der

Jahrtausendwende auf deutlich über 30 000. Darunter sank sie nachher nie mehr, sie näherte sich 2006 gar der Marke von 50 000. Dass bei diesem Wachstum eine Kommissionsmehrheit einer Einbürgerungspraxis entgegenwirkt, die im Ruf steht, lasch zu sein, ist verständlich. Zu begrüssen ist deshalb, dass für den Erhalt des Schweizer Passes künftig eine Niederlassungsbewilligung vorhanden sein muss. Niedergelassene unterscheiden sich vom Status her von vorläufig Aufgenommenen mit F-Ausweis. Vorläufig Aufgenommene sind Personen, die aus gesetzlichen Gründen aus der Schweiz wegweisen wurden, wobei sich aber der Vollzug der Wegweisung wegen einer Gefährdung als unzumutbar oder unmöglich (vollzugstechnische Gründe) erwiesen hat. Es ist deshalb konsequent, Menschen mit F-Ausweis nicht mehr zum Einbürgerungsverfahren zuzulassen.

Trotz berechtigter Verschärfungsbemühungen erweist sich die Bürgerrechtsvorlage, wie sie gestern von der zuständigen Nationalratskommission gutgeheissen wurde, als verbesserungsfähig. Denn mit dem neuen und erweiterten Kriterienkatalog zur Beantwortung der Frage, ob eine erfolgreiche Integration eines Einbürgerungswilligen vorliegt, droht ein problematischer Effekt. Der Entscheid, ein Gesuchsteller verfüge beispielsweise über ungenügende Sprachkenntnisse, ist justiziabel. Das heisst, er kann vor Gericht angefochten werden. Die im Gesetz genannten Integrationskriterien wie die «Fähigkeit, sich im Alltag in Wort und Schrift in einer Landessprache gut verständigen» zu können oder die genügende Förderung und Unterstützung von Ehepartnern, dürften in der Praxis zu einem massiven Anstieg von Gerichtsfallen führen. Genau dies müsste aber das Parlament verhindern, denn schon heute grassiert bei Einbürgerungsfallen die Rechtssprechung. Es ist letztlich nicht stufengerecht, wenn Bundesrichter darüber diskutieren und entscheiden müssen, ob Person A in einer basellandschaftlichen Gemeinde im Tennisclub eine Randperson darstellt oder ob sich Person B beim Einkauf verschleiert oder nicht. Analog zur föderalistischen Verfassungsstruktur ist auch das Schweizer Bürgerrecht von unten nach oben aufgebaut. Jeder Schweizer ist in erster Linie Bürger einer Gemeinde. Es würde deshalb Sinn machen, Einbürgerungsentscheide massgeblich auch dort zu fällen und nicht in Gerichten, die aufgrund ihrer Distanz dazu nur sehr bedingt in der Lage sind.

Die neuen Integrationskriterien dürften zu massiv mehr Gerichtsfallen führen.

gerungswilligen vorliegt, droht ein problematischer Effekt. Der Entscheid, ein Gesuchsteller verfüge beispielsweise über ungenügende Sprachkenntnisse, ist justiziabel. Das heisst, er kann vor Gericht angefochten werden. Die im Gesetz genannten Integrationskriterien wie die «Fähigkeit, sich im Alltag in Wort und Schrift in einer Landessprache gut verständigen» zu können oder die genügende Förderung und Unterstützung von Ehepartnern, dürften in der Praxis zu einem massiven Anstieg von Gerichtsfallen führen. Genau dies müsste aber das Parlament verhindern, denn schon heute grassiert bei Einbürgerungsfallen die Rechtssprechung. Es ist letztlich nicht stufengerecht, wenn Bundesrichter darüber diskutieren und entscheiden müssen, ob Person A in einer basellandschaftlichen Gemeinde im Tennisclub eine Randperson darstellt oder ob sich Person B beim Einkauf verschleiert oder nicht. Analog zur föderalistischen Verfassungsstruktur ist auch das Schweizer Bürgerrecht von unten nach oben aufgebaut. Jeder Schweizer ist in erster Linie Bürger einer Gemeinde. Es würde deshalb Sinn machen, Einbürgerungsentscheide massgeblich auch dort zu fällen und nicht in Gerichten, die aufgrund ihrer Distanz dazu nur sehr bedingt in der Lage sind.

beni.gafner@baz.ch Seite 5

Baustelle Zukunft

Bauingenieuren geht die Arbeit nie aus – nur fehlt der Nachwuchs, der sie ausführt

Von Markus Wüest

Mag sein, dass die Architekten mehr Aufmerksamkeit geniessen in der Öffentlichkeit, dass sie glamouröser erscheinen, weil sie Dinge zeichnen, weil da ein Hauch des Künstlerischen mitschwingt. Aber wer hats berechnet? Wer hinterfragt die schönen Pläne auf ihre Machbarkeit, wer trägt die Verantwortung? Wer sorgt für alle Infrastrukturen unter dem Boden?

Die Bauingenieure. Nur: Vielleicht ist das tatsächlich die Krux mit diesem Beruf. Es ist kein Zuckerschlecken, überhaupt so weit zu kommen, dass es für einen Abschluss an der ETH reicht, und es ist kein Zuckerschlecken, filigrane Brücken zu konstruieren, Tunnels zu planen – und am Ende geradezustehen für deren Machbarkeit, deren Tragfähigkeit, deren Dauerhaftigkeit und letztlich deren Bezahlbarkeit.

An der Qualität der Ausbildung hat es in unserem Land aber noch nie gelegen. Die zwei ETH in Zürich und Lausanne vermitteln Ingenieurwissen auf allerhöchstem Niveau. Überdies bieten auch die Fachhochschulen Lehrgänge an. Ihre Rolle ist für die Branche von grosser Bedeutung. An der Tradition kann es auch nicht liegen. Schweizer Ingenieurkunst geniesst weltweit die gebührende Anerkennung. Othmar Ammann ist ein Name, der nicht nur in Fachkreisen bekannt ist. Die elegante, schlanke Brücke über das Salginatobel, gebaut von Robert Maillart, gilt weltweit an technischen Hochschulen als Lehrstück.

Trotzdem. Anfang des neuen Jahrtausends gingen die Zahlen der Studienabschlüsse im Bereich Bauingenieur an der ETH Zürich stetig zurück. Seither geht es langsam wieder bergauf. «Uns fehlt ein ganzer Jahrgang», sagt Thomas Vogel, Professor an der ETH Zürich. «Und das ausgerechnet zu einer Zeit, in der viele verdiente, renommierte Bauingenieure aus Altersgründen aus dem Beruf aussteigen.»

Zum Beispiel Peter Rapp, Teilhaber des gleichnamigen Ingenieur- und Planungsunternehmens in Basel. Zwar ist der 66-Jährige immer noch Vorsitzender des Verwaltungsrates, aus dem Tagesgeschäft hat er sich vor zwei Jahren zurückgezogen. Rapp spricht vom «Generationenloch». Dabei gebe es gerade in den nächsten Jahren bei den Infrastrukturbauten in der Schweiz einen grossen Nachhol- und Erneuerungsbedarf. Thomas Vogel sieht das genau gleich. Es braucht neue Verkehrswege für Schiene und Strasse, neue Grossbauten für die Energieversorgung, neue Tunnels, Wasserbauten, Leitungen ... An Arbeit fehlt es nicht.

Leute, die etwas leisten wollen

Peter Rapp und Thomas Vogel führen ähnliche Gründe an: ein anforderungsreiches, intensives Studium, andere Studienfächer, die mehr glänzten und vor allem auch höheren Profit und höheres Sozialprestige versprechen: Wirtschaftswissenschaften, Jurisprudenz, Informatik. An den hohen Anforderungen hat sich nichts geändert und soll sich auch



Bunker-Hill-Memorial-Bridge

Bauzeit: 1997 bis 2002
Beratender Ingenieur: Christian Menn
Die Bunker-Hill-Bridge in Boston überspannt mit total zehn Fahrbahnen den Charles River. Mit 56 Metern ist sie die breiteste Schrägseilbrücke der Welt. Christian Menn ist emeritierter Professor an der ETH Zürich und Brückenbauer. Er gilt als der bedeutendste Schweizer Brückenbauer der Gegenwart. Von ihm stammt auch der Entwurf für die Sunnibergbrücke bei Klosters (GR) und die Ganterbrücke am Simplonpass.

chen sich zum Teil gegenseitig kaputt mit ihren tiefen Offerten», sagt Thomas Vogel. «Aber es wird ihnen ja vorgeschrieben, dass sie alle paar Jahre wieder Referenzobjekte vorlegen können, und so gibt es immer mal wieder einen, der für einen lächerlich tiefen Preis einen Auftrag übernimmt.»

Ein sorgfältig geplantes, berechnetes Grossprojekt sei zwar vielleicht teurer am Anfang, spare aber nachher Kosten beim Unterhalt oder mit seiner langen Lebensdauer, sagt der ETH-Professor. «Nur: Wie weist man das aus?»

Mit höheren Salären für ihre Arbeit würde sich die Attraktivität des Berufs Bauingenieur ohne Zweifel erhöhen. «Aber Ingenieure sind in der Politik untervertreten. Sie haben keine grosse Lobby. Ihre Stimme ist zu wenig zu hören», sagt Peter Rapp.

Und sie stehen immer etwas im Schatten der Architekten, deren Werke gepriesen, deren Arbeit beleuchtet wird. «Vielleicht ist es bezeichnend, dass bei uns an der ETH zwar Architekturgeschichte als Fach existiert, aber die Geschichte der Bauingenieure kümmert niemanden», sinniert Vogel.

Erstmals Deutsche am Zug

Wovon er warnt: «Die Erhöhung der Maturitätsquote ist nicht die Lösung», so Vogel. «Wir brauchen Maturanden auf hohem Niveau.» Differentialrechnen, Integralrechnen, Wahrscheinlichkeitsrechnung: Das müsse bei der Matur bei all jenen sitzen, die nachher Ingenieure werden wollen. «Aber wer anpacken kann, dem bringen wir den Rest bei.»

Dass es nur Nerds seien, die sich für so ein Studium entschliessen, also verschrobene Asoziale, die, wenn sich die Gelegenheit ergibt, lieber rechnen, als Frauen nachzuschauen, gehöre ins Reich der Mythen. «Rechenknechte, wie das früher hiess, gibt es nicht mehr», sagt Vogel. «Da hat die Wirtschaft eingegriffen und gezeigt, dass solche Leute nicht gebraucht werden können. Heute werden auch Bauingenieure rechtzeitig sozialisiert. Sie müssen Vorträge halten, hinstehen, sich präsentieren.» Nahezu 200 Neuanfänger gab es an der ETH Zürich im Fach Bauingenieur letztes Jahr. Vielversprechend. Aber etwas spät, diese Erholung. Laut Thomas Vogel hat unlängst erstmals überhaupt ein deutsches Ingenieurbüro den Zuschlag für den Bau einer Brücke in der Schweiz erhalten.

nichts ändern. Im ersten Jahr an der ETH wird die Spreu vom Weizen getrennt. «Das war früher schon so», sagt Peter Rapp. «Wer in Mathematik, Physik und Darstellender Geometrie nicht topp war, vermochte nicht mitzuhalten.»

An den Mittelschulen aber waren diese Fächer eine Zeit lang nicht mehr hoch im Kurs. Sprachen, musische Fächer und Umweltthemen liefen ihnen den Rang ab. «Aber dort wird der Grundstein für Ingenieure, Architekten, Naturwissenschaftler gelegt», sagt Rapp. «Dort muss man ansetzen.»

«Wir brauchen Leute, die etwas leisten wollen», sagt Vogel. Ein Studium an der ETH mit Partyleben und viel Freizeit nebensächlich. Immerhin, mittlerweile haben die einst so verlockenden Alternativen an Glanz verloren. Bankwesen: nicht mehr ganz so toll. Informatik: Es gab auch schon bessere Tage. Der Goldrausch ist vorbei.

«Im Unterschied zu den Informatikern sieht der Bauingenieur, was er macht», so Vogel. «Jedes unserer Werke ist ein Prototyp, unsere Arbeit ist nie repetitiv», betont Rapp. Nur genieße der Bauingenieur zu wenig Ansehen in der Öffentlichkeit, ist Peter Rapp überzeugt. «Der Ingenieur ist überall. Sein

Beruf ist schöpferisch und äusserst vielfältig. Ob als Planer, als Berechner, als Verantwortlicher auf der Grossbaustelle. Schauen Sie sich nur mal den Rocheturm an, ohne Ingenieurwissen ist der gar nicht zu bauen.» Das erfordert aber auch, dass der Bauingenieur aus einem besonderen Holz geschnitzt ist, dass er Verantwortung übernehmen kann, dass er analytisch weit über das Mittelmass begabt ist, dass er stetig dazulernt.

Im Schatten der Architekten

«In den ersten fünf bis zehn Berufsjahren geht die Schulung der Studienabgänger in den Ingenieurfirmen weiter», sagt Peter Rapp. «Sie bringen von der ETH zwar eine hervorragende Grundausbildung mit, aber die Fähigkeit zur praktischen Umsetzung fehlt ihnen noch, die vermitteln wir ihnen.» Dabei sei eine Frage von grosser Bedeutung: «Kommt der junge Ingenieur, die junge Ingenieurin rechtzeitig fragen, wenn er oder sie unsicher ist? Oder wursteln sie einfach weiter?» In Zeiten, in denen grosse Aufträge so ausgeschrieben werden, dass jenes Büro den Zuschlag erhält, das möglichst billig offeriert, ist der Druck hoch und die Honorare entsprechen nicht immer der Verantwortung. «Die Büros ma-

Herausragende Zeugnisse schweizerischer Baukunst



Gotthardtunnel
Bauzeit: 1871 bis 1880
Ingenieur: Louis Favre (1826–1879)
Der 15 Kilometer lange Tunnel von Göschenen (UR) nach Airola (TI) war für die damalige Zeit eine technische Meisterleistung. Das Gestein erwies sich teilweise als äusserst schwierig. Die Abweichungen beim Durchstich nach über sieben Jahren Bauzeit betragen seitlich nur 33 Zentimeter und 5 Zentimeter in der Höhe. Louis Favre erlebte den Durchstich nicht mehr. Er starb im Tunnel an Herzversagen.



Grande-Dixence-Staumauer
Bauzeit: 1953 bis 1961
Ingenieur: Alfred Stucky (1892–1969)
Die Gewichtsstaumauer Grande Dixence war mit einer Höhe von 285 Metern bis 2010 die höchste Staumauer der Welt. Übertroffen wird sie von der 292 Meter hohen Xiaowan-Talsperre in China. Grande Dixence wurde in zwei Phasen gebaut, verantwortlich war beide Male der in La Chaux-de-Fonds geborene Alfred Stucky. Stucky war von 1940 bis 1963 Rektor der École Polytechnique Fédérale de Lausanne.



Salginatobel-Brücke
Bauzeit: 1929 bis 1930
Ingenieur: Robert Maillart (1872–1940)
Die Stahlbetonbrücke über die Salgina bei Schiers (GR) gilt als technische und architektonische Meisterleistung der Ingenieurkunst und wird heute weltweit als Lehrobjekt gezeigt. Die Brücke überquert den Tobel mit einem einzigen Betonbogen. Maillart entwickelte zudem die unterzugslose Pilzdecke, die 1908 patentiert wurde. Pilzdecken findet man vor allem in Lagerhallen und Industriegebäuden.



George-Washington-Brücke
Bauzeit: 1927 bis 1931
Ingenieur: Othmar Ammann (1879–1965)
Die George Washington Bridge ist eine Hängebrücke über den Hudson River in New York City. Sie ist 1451 Meter lang und die einzige Brücke, die Manhattan nach Westen mit dem Festland verbindet. Die Spannweite zwischen den beiden Pfeilern beträgt 1067 Meter, was damals Weltrekord bedeutete. Verantwortlicher Ingenieur war der in Feuerthalen (ZH) geborene Othmar Ammann.